

Heike Behrend: „Gespräche mit einem Toten. Gustaf Nagel, Prophet vom Arendsee“

Prophetie als Mediengeschäft

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 07.09.2025

Kohlrabi-Apostel und Tempelwächter? Heike Behrend hat ein Buch über den christlichen Propheten Gustaf Nagel geschrieben, der von 1874 bis 1952 in der Altmark lebte. Es ist zugleich ein Buch über die Macht der Selbstinszenierung, über Mechanismen der Ausgrenzung und forschersche Hybris.

Auf einer der Fotografien sieht man ihn auf einer Bank sitzen, mit nacktem Oberkörper und nur mit einem weißen Rock bekleidet. Das lange Haar ist mittig gescheitelt und fällt in weichen Wellen über beide Schultern. Die Studiokulisse zeigt Naturmomente: etwas Gemüse, Gras, im Hintergrund ein schmales Bäumchen. Dazu der Hund zu seinen nackten Füßen. Doch noch entscheidender sind die Embleme, die ihn umgeben, der Stern auf einem Wanderstab, vor allem aber der Apfel, den er in der rechten Hand hält – und der bei ihm nicht Hinweis auf den Sündenfall, sondern, im Gegenteil, ein Liebesapfel war.

Im Paradiesgarten

Das kleine Bild verrät schon etwas über Gustaf Nagels Selbstverständnis. Es zeigt nicht nur seine Überzeugung, ein Nachfolger Christi zu sein, es zeigt auch seinen großen Hang und seine Gabe, sich zu inszenieren. Sei es als Prophet, Naturmensch, Heiler, Liedermacher oder sogar Komponist. Er knipste niemals selbst, sondern ließ in anerkannten Fotostudios Arrangements erstellen, bei denen von der Ausstattung über die eingenommene Pose bis zur Kameraperspektive und dem Spiel von Licht und Schatten alles stimmte. Aus den Fotos machte er Postkarten, die er für gutes Geld verkaufte. Wie seine Gedichte und Schriften, in denen er seine Liebeslehre in vielen Wiederholungsschleifen und in ganz eigener Rechtschreibung formulierte, waren ihm die Fotos Darstellungsmöglichkeit, Werbemittel und Einkommensquelle zugleich. In späteren Jahren kam ein ganzer Paradiesgarten hinzu, nebst Grotte und selbstgebasteltem Tempel. Bevor man die Apfel- und Kirschbäume, die Lebensbaumhecken und Kräutergärten, erst recht aber das sehr eigene Tempelchen bestaunen durfte, musste man an einem Kassenhäuschen vorbei und Eintritt zahlen. Erst dann standen einem die lichten Höhen offen:

„Der eigentliche Tempel auf der Grotte war aus Holz gebaut und weiß getüncht. Ein Balkon erlaubte das Hinaustreten und den Blick über den See. Des Tempels Kuppeldach aus

Heike Behrendt

Gespräche mit einem Toten. Gustaf Nagel, Prophet vom Arendsee

Matthes & Seitz, Berlin

312 Seiten

23,99 Euro

Dachpappe ruhte auf sieben kurzen, aus gerautem Stein gefügten Säulen, die die sieben Säulen der Weisheit darstellen sollten [...]. Eingelassen in die Tempelwände waren Fenster mit gefärbtem Glas in Rot, Gelb, Blau und Grün [...], sodass die Besucher die Aussicht auf den See in unterschiedlichen Farben erleben konnten. [...] Für den farbigen Blick auf den See mussten die Besucher extra zahlen.“

Die Ethnologin Heike Behrend hat jetzt ein Buch über Gustaf Nagel geschrieben, in dem sie den selbsternannten „Propheten vom Arendsee“ vor allem anhand seiner inszenierten Fotografien deutet und versucht, die Widersprüche herauszuarbeiten, die sein Leben und Wirken bestimmten. Doch ihre „Gespräche mit einem Toten“, wie sie es im Titel nennt, sind weit mehr als nur eine Biografie. Mit ihren vielen unterschiedlichen Perspektiven, die Gustafs Aussichten auf den See an Anzahl und Farbigkeit noch weit übertreffen, ist ihr auch ein Buch über die ideologischen Zusammenhänge gelungen, innerhalb derer Gustaf Nagels Leben sich bewegte, ein Buch über Medien der Inszenierung und ein Buch über Normen etablierter gesellschaftlicher Systeme – und was sie immer schon ausgrenzen.

Licht- und Sonnenkult

Zugleich hat Behrend sich, wie schon in ihrem preisgekrönten Buch „Menschwerdung eines Affen“, kritisch mit der eigenen ethnologischen Zunft und den Methoden wissenschaftlicher Forschung beschäftigt. Und sie nimmt jene Forscherinnen und Forscher mit in den Blick, die am Arendsee aufgewachsen sind und leben und deren Erkenntnissen, von manchen als „Heimatsforschung“ belächelt, ihre eigene Arbeit viel verdankt. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, dass Behrend, obwohl sie sich selbst als Westkind bezeichnet, einen familiären Hintergrund hat, der auch in die Altmark reicht. Ihr Großvater väterlicherseits kam von dort und kaufte als Erwachsener ein kleines Sommerhaus am Arendsee. Bevor sie als Kind 1953 die DDR mit ihren Eltern verließ, war sie einmal zu Besuch in jenem Haus. Erst zu Beginn der 2000er Jahre kehrte sie an den Ort zurück. Obwohl sie sich an den ersten Besuch als Dreijährige nicht erinnert, existiert ein Foto davon, das ihr viel bedeutet und das ihr als Gedächtnisstütze dient:

„Da sitze ich, sehr klein und erstaunlich wohlgenährt, fast ein Dickerchen, mit lockigem Haar – in einer Tolle gebändigt –, ganz vorne in einem Boot Marke Klepper, hinter mir eine Cousine, dann die Mutter mit einem Paddel und ganz hinten der Vater, mit dem zweiten; es muss kalt gewesen sein, denn wir tragen dicke Jacken und Mäntel; wir haben gerade angelegt; [...] und wir alle schauen lächelnd zum Fotografen an Land“.

Auch Gustaf Nagel ließ sich gerne im Boot am Ufer des Arendsees ablichten. Nur hatte er sich einen eigenen Steg an seinem Tempel zusammengezimmert, krumme Bretter, die von einem Ensemble aus fünf phallusartigen Säulen umgeben waren. Dort zeigte er sich in späteren Jahren gerne mit seinen drei Söhnen, die allerdings – darin Gustaf ähnlich – alles andere als wohlgenährt wirkten. Wie ihr Vater trugen sie auch an kalten Tagen keine dicken Jacken und Mäntel, sondern nur spärliche Kleidung, blickten den Fotografen an Land nur selten an und lächelten kaum.

Kunstvolle Fotografien

Seinen strikten Vegetarismus und die Vorliebe für leichte, helle Kleidung hatte Gustaf Nagel, genauso wie die Inszenierung als Naturmensch und den Licht- und Sonnenkult, aus der

Lebensreformbewegung übernommen. Die Lebensreformer antworteten schon früh auf die Zerstörung der Natur als Folge zunehmender Industrialisierung und Verstädterung. Erste Strömungen entstanden ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, den USA und England und schwappten schnell in andere Länder über. Trotz dieser Internationalität bezog sich die Lebensreform von Beginn an in verschiedener Hinsicht auf Begriffe wie „Heimat“, „Nation“ und auf bestimmte Landschaften.

Gustaf will anfangs Kaufmann werden, was seinem Vater, der ein Gasthaus führt, überaus gefällt. Doch wegen zahlreicher Krankheiten, von Bruststechen bis zu Allergien, muss er die Lehre abbrechen.

„Wie andere Propheten der Lebensreform fällt auch Gustaf aus dem normalen, für ihn vorgesehenen Berufsleben heraus. Wenn, wie Soziologen behaupten, berufliche Integration, familiäre Bindung und ein gewisses Maß an Sesshaftigkeit als Mechanismen einer stabilen Vergesellschaftung zu sehen sind, dann verliert Gustaf nicht nur diese, sondern noch viel mehr. Es trifft ihn wirklich hart: Seine Krankheiten bewirken, dass er nicht nur mit dem beruflichen Erwerbssystem brechen muss, sondern er verliert mit dem Tod der Mutter auch seine Familie; der Vater verstößt ihn und sorgt zusätzlich für des Sohnes Entmündigung.“

Genre-Mix

Der Vater kann weder mit dem Hang des Sohnes zu Rohkost noch mit der Nacktheit etwas anfangen. Spätestens als Gustaf in den Wald flieht, sich eine Erdhöhle baut und fortan dort lebt, wird aus der gesellschaftlichen Gerüchteküche eine handfeste Machtinstanz, die den Staat auf den Plan ruft. Bezeichnungen wie „Kohlrabi-Apostel“ oder „Tempelwächter vom Arendsee“ sind noch die harmlosesten Folgen. Zu den härteren gehören regelmäßige Polizeikontrollen, Gängelung durch Behörden, später sogar die Einweisung in die „Irrenanstalt Uchtsprunge“. In einer seiner Schriften wird Gustaf den ganzen Prozess seiner Konversion als „di widergeburt“ bezeichnen:

„Seiner Wiedergeburt setzte er in seinem später angelegten Garten ein Denkmal, einen Grabstein. [...] Damit folgt er dem Schema klassischer Initiationsriten, wie sie überall auf der Welt zu finden sind: Ein radikaler Bruch mit dem bisherigen Leben wird als ritueller Tod der alten Persona und der Wiedergeburt der neuen performativ zum Ausdruck gebracht.“

Man sieht an den wenigen Ausschnitten schon, wie Heike Behrend arbeitet. Sie selbst nennt ihr Verfahren einmal einen „Genre-Mix“, der größtmögliche Freiheit ermögliche, auch, indem sie mit verschiedenen Textsorten experimentiere und versuche, einen Raum zwischen dem Genre Ethnografie und der Literatur zu öffnen. Ihre eigenen Deutungen von Gustafs Leben schmilzt sie stets in Kontexte ein, die die Umstände der Zeit klar machen oder an soziologische und philosophische Theorien anschließen. Anschauliche Beschreibungen wertet sie raffiniert in abstrakteren Passagen aus, ohne sich doch je in wissenschaftlicher Begrifflichkeit zu verlieren. Dafür denkt sie konstellativ und stellt Fragen, die viele ihrer Kapitel angenehm offen halten. Dazu gehört auch ihre Sprache, die immer ganz auf den Gegenstand ausgerichtet ist, im Ton aber wechseln kann. Vor allem nimmt sie Gustaf Nagel ernst. Wie leicht ließe sich ein solches Leben der Lächerlichkeit preisgeben, was zu seiner Zeit allzu oft geschehen ist. Behrend bleibt ihm zugewandt, arbeitet die Charakteristika seiner Lebensvorstellung heraus, kann aber gerade dort, wo es etwa um seine verkarsteten

Ansichten in Sachen Politik und Geschlechterverhältnisse geht, mit klug dosierter Ironie Kritik üben, und sei es verpackt in einem Lob:

„Ausgerechnet dieser konservative, deutschnationale, misogynen, homophobe und sehr befruchtungswillige Gustaf brachte die damals herrschende Vorstellung von einer klaren Dichotomie und Hierarchie der Geschlechter in seiner Kleidung, Haartracht, seinen Posen und seinen Inszenierungen auf den Postkarten in eine schöne Unordnung.“

Virtuelle Gefolgschaft

So begleitet Heike Behrend Gustaf als Heilkundigen nach Erfurt und Halberstadt oder zeigt, wie er sich nach dem Tod der Mutter als Dichter und Komponist versucht. Sie folgt ihm auf seinen Wanderungen, die ihn ab 1900 durch Deutschland, die Schweiz, Italien und später nach Ägypten und Palästina führen, begleitet ihn aber genauso durch seine drei Ehen wie durch seine völlig misslingenden Versuche, durch Gründung einer „deutsch-kristlichen folkspartei“ politisch zu wirken. Sie beleuchtet sein Leben in den verschiedenen politischen Systemen, vom Wilhelminismus bis zur DDR: Ausgegrenzt und verfolgt wird er immer, während des Nationalsozialismus erklärt man ihn wegen kritischer Bemerkungen sogar zum „Volksschädling“ und bringt ihn zeitweise ins Konzentrationslager Dachau.

Dabei schält Behrend Gustaf Nagels innere Zerrissenheit heraus. Er ist zugleich Naturmensch und Kaufmann, Prophet und Bürokrat, Friedensverkünder und Triebmensch, lutherischer Protestant und doch voll katholischer Bildersucht, fordert Freiheit und Liebe für alle Menschen, aber inszeniert sich vornehmlich selbst und sagt, Frauen hätten sich Männern grundsätzlich „hinzugeben“. Behrends Versuch, Querverbindungen zu ihren ethnologischen Studien in Ostafrika zu ziehen, geht zwar nicht immer auf, doch es gelingt ihr insgesamt durchaus, Gustaf als einen genuin modernen Propheten zu zeigen. Als einen, der versucht, die Kontrolle über sein Hören und Verkünden zu behalten und Gottes Wort sehr frei zu übersetzen, auch weil er damit rechnen musste, dass ihn ein Ausstellen seines Sprechens mit „dem hern“ schnell ins Gefängnis oder in die Nervenheilanstalt gebracht hätte. Behrend fasst es vorsichtig so zusammen:

„Doch vielleicht erfand Gustaf, der Prophet ohne Gefolgschaft, eine andere, moderne Form des Prophetentums. Vielleicht erfand er mit Hilfe der neuen Medien – Fotografie und Postkarte – eine neue Form von Prophetie, die zugleich als Medieneffekt und Mediengeschäft funktionierte und auf einer Gefolgschaft gründete, die vor allem aus Käufern und Kunden bestand. Diese Gefolgsleute kauften ihm seine Schriften und Abbilder in immer neuen Variationen ab und kauften damit seine Botschaften.“

Klug dosierte Ironie

Mit dem Hinweis auf diese moderne Form einer zersplitterten und gleichsam virtuellen Gefolgschaft schafft es Behrend, wie zuvor schon mit dem Aufzeigen seiner „queeren“ Erscheinung *avant la lettre*, Gustaf Nagel direkt an unsere Gegenwart anzubinden. Aber es glückt ihr noch mehr. Jedes Bild, schreibt sie einmal, lasse etwas sehen. Doch gleichzeitig entziehe es etwas der Sichtbarkeit. Diese „opaken“ und „entzogenen Valenzen“ gibt es auch in ihrem Buch zu entdecken. So lässt sie in ihrer Erzählung über den Lebensreformer Gustaf auch Teile einer weitgehend ausgeblendeten Geschichte der Moderne durchscheinen:

„Viele Protagonisten der Lebensreform bewegten sich am Rand, waren keine ‚großen‘ Männer oder Frauen, die in der offiziellen Geschichtsschreibung ihren Platz gefunden hätten. Wenn sie eine Spur hinterließen, dann fast immer als Zusammenstoß mit der Macht.“

Das gilt auch für Gustaf. So wie er selbst aus der Gesellschaft seiner Zeit ausgeschlossen wurde, blieb seinen Fotos und Schriften die Aufnahme in die offiziellen Archive und in die vermeintliche „grande histoire“ versagt. Wie nebenbei macht Behrend so unter Rückgriff auf Foucault auch deutlich, dass das Setzen von Systemen, von etablierten Ordnungen und von Wertigkeiten wie „groß“ und „klein“, immer schon für Ausschluss und Marginalisierung sorgt, die sozusagen das Andere dieser Systeme sind.

Ausgeblendete Geschichte der Moderne

Dazu – auch das lässt das Buch mehr als up to date sein – geht es fortwährend um Perspektiven und feinste Details der Wahrnehmung, um das Verhältnis von Beobachtenden und Beobachteten, über Eigen- und Fremdbestimmung, Ein- und Ausgrenzung, um das Reflektieren von Vorannahmen, Vorurteilen, Rollenmustern, um Instrumentalisierung und Machtdiskurse und um die Frage, wer spricht und wer kann und darf in welcher Position etwas sagen (und was!) – und wer nicht.

All diese Stränge – und das macht ihr Buch zu einem wirklich großen – beleuchtet Heike Behrend in ihren Schlusskapiteln noch einmal anders. Vordergründig erzählt sie dort die Geschichte der Gustaf-Nagel-Forscherin Christine Meyer, die am Arendsee wohnt und schon zu DDR-Zeiten begonnen hat, ein ganzes Archiv zu Nagel aufzubauen. Ein privates „Archiv des Herzens“, wie Behrend es einmal nennt, das Teil des Alltags ist und überaus lebendig, das nichts auszuschließen sucht – mit seiner ganz eigenen Ordnung auch ein Gegenbild zu öffentlichen Archiven:

„Ein vollgestopft, eher gemütliches Zimmer mit einem großen Tisch, auf dem sich Zeitungen, Bücher, Briefe etc. stapeln, einem Sessel und Stühlen, auf dem Fußboden Teppiche.“

Ein Raum, der zwischen Wohn- und Arbeitszimmer angenehm changiert:

„Über der Eingangstür schwebt eine ausgestopfte [...] Schmarotzerraubmöwe, die aus dem Arendsee stammt [...]. Auch eine Riesenkrabbe, auf einem runden Holzbrettchen befestigt, und getrocknete Baumpilze schmücken eine Wand.“

Methodologie und Ethik des Forschens

Die Kapitel über Christine Meyer und das Archiv sind auch eine Hommage an eine Frau, der Behrends eigene Gustaf-Forschungen viel verdanken und mit der sie inzwischen gut befreundet ist. Erst recht aber nimmt sie hier die Ideen über etablierte Systeme und was sie ausgrenzen wieder auf und holt zu dem Ausgeschlossenen der Gesellschaft und der Archive, Gustaf, nun noch jene Forscherinnen und Forscher hinzu, die als „Heimatsforscher“ aus dem Wissenschaftssystem weitgehend ausgegrenzt werden. Das alles verbindet sie mit einem Nachdenken über Konzeptionen von „Heimat“ und „Zugehörigkeit“. Dabei diskutiert sie auch Vorstellungen, die in jener kleinen Forschungsgemeinschaft am Arendsee eine Rolle spielen, die Wende als kolonisatorischer Akt etwa, Fragen nach kultureller und

politischer Selbstbehauptung und wie ein positiver Heimatbegriff aussehen könnte. Und sie fragt vorsichtig dagegen:

„Entsteht ein Zuhause und eine Heimat vor allem durch die alltäglichen Gewohnheiten und lebenden und toten Bewohner und ihren Umgang mit den versammelten Objekten? Dann wäre ein heimatliches Zuhause nicht mehr unbedingt ortsabhängig, sondern ließe sich dort, wo es gelingt, sich niederzulassen und sich einzugewöhnen, immer aufs Neue errichten.“

Raubmöwen und Riesenkrabben

Indem Behrend sich mit den Forschungen am Arendsee beschäftigt und zugleich Einblicke in ihre eigene ethnografische Vergangenheit gibt, entsteht unter der Hand eine Art Methodologie und Ethik des Forschens (und vielleicht des Umgangs mit Menschen überhaupt). Sich bewusst zu machen, dass auch der Fragende nie außerhalb der Situation steht, „Objektivität“ in diesem Sinne ein Missverständnis ist. Eine Idee von Toleranz zu beherzigen, in der man „auf den Anderen als auf das eigene Anderssein“ blickt. Sehr schön ist auch die Vorstellung einer Forschungsgemeinschaft, in der nicht ein einzelner Autor am Werk und auf der Suche nach ethnografischer und historischer „Wahrheit“ ist, sondern eher von Diskussionen und Gesprächen ausgegangen wird, die von unterschiedlichen Ansichten, vielleicht sogar Weltsichten, leben. Und nicht zuletzt könnte es darum gehen, den Status von Fragen selbst zu hinterfragen. Ist eine Frage ein Instrument der Machtausübung, wie Canetti oder Foucault es sich dachten? Oder eher ein „Antrag auf Solidarität“, der immer auf Anteilnahme setzt, wie es einer von Behrends akademischen Lehrern formulierte? Heike Behrend ist mit ihrem grandiosen Buch ganz klar auf der zuletzt genannten Seite zu verorten.